



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

— ♦ — Verschollen. — ♦ —

(Fortsetzung).

Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten).

Günther von Wallberg beeilte sich, jede Besorgnis bei dem Franzosen zu zerstreuen, indem er in der höflichen Weise der Störung wegen um Entschuldigung bat und erklärte, daß er in einer ganz privaten Angelegenheit komme. Darauf berichtete er von seinem Bruder, der die Ehre gehabt habe, eine Woche lang der Hausgenosse von Madame und Monsieur zu sein, und der dann plötzlich in geheimnisvoller Weise verschwunden sei. — „Vielleicht erinnern sich die Herrschaften

„Er hatte braunes Haar, blaue Augen, nicht wahr? Und er war sehr musikalisch.“ — Günther von Wallberg verneigte sich galant und gab seinen Mienen einen bewundernden Ausdruck.

„Ich staune über Ihr glänzendes Gedächtnis, Madame.“

„O, ich erinnere mich sehr gut,“ fuhr sie sichtlich geschmeichelt und mittheilend fort. „Er hat einige Male des Abends bei uns gesungen. Befinnst Du Dich denn nicht, Theophile“

Der Herr Notar verzog sein breites Gesicht zu einem höflichen Grinsen, schien sich aber nicht im geringsten zu erinnern.

„Es war,“ berichtete sie weiter aus ihren Erinnerungen, „ein patriotisches Marschlied, das so feierlich und so furchtbar klang, wie unsere Marseillaise. Wie heißt es doch gleich? Die — die —?“

„Die Wacht am Rhein,“ fiel der interessante Zuhörer ein.

„Ganz recht, ganz recht!“ bestätigte sie lebhaft. „O, er sang auch französische Chansons. Ich erinnere mich an eins, das mir so sehr gefallen hat, daß ich es mir eingeprägt habe. O, es war so sehr melancholisch, so gefühlvoll!“

Sie eilte an das Piano, öffnete es, präliodierte und sang mit nicht unschöner Stimme ein französisches stimmungsvolles Liedchen.

Nach Beendigung desselben drehte sie sich auf dem Klavierstuhl herum und erröthete und erhitzte vom Gesang frug sie: „Ist es nicht süß. Aber Sie kannten es gewiß.“

Günther bejahte. Er erinnerte sich, daß Egon es zuweilen im häuslichen Kreise gesungen hatte. Es war ein altfranzö-



Ein interessantes Deutestück ist ein russisches Geschütz, welches die Oesterreicher bei Lemberg erbeuteten und das durch einen österreichischen Vortreffer vollständig gesprengt wurde.

„Sie waren alle artig und liebenswürdig, die Herren Offiziere.“

Ueber das Antlitz Madame Renaudin's, das Günther in Spannung beobachtete, breitete sich das Leuchten der Erinnerung.

„Der Herr war auffallend groß, größer als Sie, Monsieur,“ sprach sie lebhaft. — „Ganz recht, Madame.“

fißes Liebeslied, dessen Inhalt und Melodie von Gefühlsüber-
schwung und Sentimentalität überfloß.

Madame Renaudin schwagte aufgeräumt weiter. „O, er
spielte sehr gut Klavier, Ihr Herr Bruder. Erinnerst Du Dich
nicht, Theophile? Noch am
letzten Abend hat er uns Beer-
hoven und — wie heißt doch
gleich Ihr großer, moderner
Komponist?“

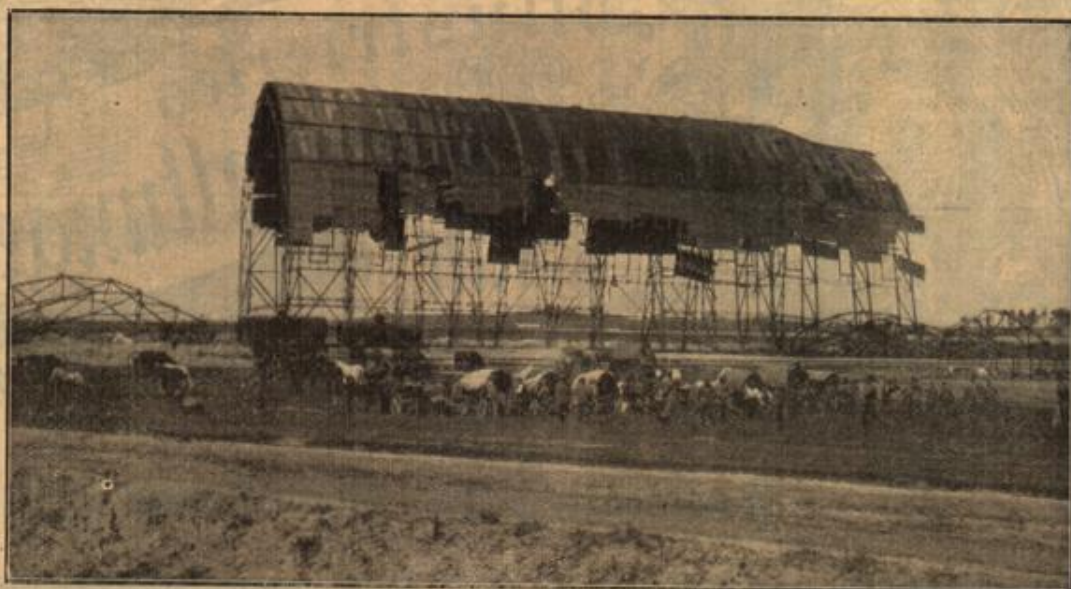
„Richard Wagner.“

„Ganz recht. O, es ist eine
so merkwürdige Musik! Ich muß
offen gestehen, Monsieur, daß un-
sere französischen Künstler: Adam,
Auber, Berlioz, Gounod und
auch Chopin mir viel, viel besser
gefallen. Er hat übrigens auch
Chopin gespielt, Ihr Herr Bruder.
O, es war ein wirklicher Genuß,
ihm zuzuhören!“

Sie richtete ihre großen
dunklen Augen mit einem her-
ausfordernden Ausdruck auf
Günther und lehnte sich mit
dem Rücken gegen die Klaviatur.
Mit dem im ausgeschnittenen
Lackschuh steckenden Fingerring
wippte sie kokett, während sie
lebhafte rief: „Uebrigens, ich
finde, je länger ich Sie ansehe,
Monsieur, daß Sie Ihrem Herrn
Bruder sehr ähnlich sind.“

Günther verneigte sich auf seinem Sessel, während es ihn
heiß durchschauerte und das Interesse, die Spannung in seinem
Inneren noch stieg. Ihm war zu Mute, wie dem Jäger, der
nach vergeblichem Suchen endlich des von ihm lange beschlichene
Edelwildes ansichtig geworden ist. Die lebhafteste Französin mit
dem quacksilbernen, brausenden Temperament und der stark
ausgeprägten Gefallsucht schien ihm ganz die Person, die einen
warmblütigen Mann, noch dazu unter so außergewöhnlichen
Umständen, schon in kürzester Frist zu einem Sturm auf ihr
wahrscheinlich nicht gerade sprödes Herz hinreißten konnte. Die

„Wissen Sie, Monsieur,“ fuhr Madame Renaudin fort,
„warum ich nie unter allen Offizieren gerade Ihres Bruders
erinnere? Er sprach von allen deutschen Offizieren, die wir
während des Krieges in Quartier hatten, am besten französisch.“



Die große Luftschiffhalle, welche die Russen bei Lemberg erbauten und dann wieder zerstörten.
Phot. Gito-Film.

Günther von Wallberg verstand. Die Bemerkung sollte
wohl dazu dienen, etwaige eifersüchtige Regungen, die sich viel-
leicht schon früher bei dem Ehemanne eingestellt hatten und
jetzt von neuem aufleben mochten, zu beschwichtigen. Gar zu
gern hätte er nun seiner Vermutung, daß Egon gelegentlich eines
Besuches bei ihr den Tod gefunden, wenigstens andeutungs-
weise Ausdruck gegeben, aber die Anwesenheit des Ehemannes
verbot jede Frage in dieser Hinsicht. Und so konnte er nur
vorsichtig sondierend und gewissermaßen auf einem Schleich-
wege vorgehen. Er begann von seines Bruders letztem Ritt,
von den merkwürdigen Vorbereitungen,
die er getroffen, zu erzählen und daß
seitdem jede Nachricht über ihn fehlte.

Mit sichtlichem Interesse folgte Madame
Renaudin seinem Berichte. Aufmerksam
und mit heimlich forschenden Blicken be-
obachtete er ihr Mienenspiel. Außer leb-
haftem Mitgefühl nahm er keine Empfin-
dung wahr, die er in dem Sinne seines
Argwohns hätte deuten können. Sie ver-
riet weder ein Erschrecken noch die Spur
eines Schuldbewußtseins. Freilich, es waren
seit jenem Tage, da Egon zu seinem letzten
Liebesabenteuer hinausgezogen war, fünf
Monate vergangen. Inzwischen hatte sie
sich mit dem Verlust des deutschen Offiziers,
in dem sich für sie doch nur eine vorüber-
gehende Sensation verkörpert hatte, längst
abgefunden und wahrscheinlich in anderer
Ländelei Ersatz gefunden.

Es blieb kein Vorwand, seinen Besuch
zu verlängern und so mußte er sich ver-
abschieden, ohne einen bestimmten Anhalt
gefunden zu haben, an den er weitere Nach-
forschungen hätte knüpfen können. Und
wenn auch das Ehepaar Renaudin ihm ein
paar freundliche Worte zum Geleit gab,
zu einer Aufforderung, seinen Besuch zu
wiederholen, kam es aus Mangel an einem
schicklichen Anlaß nicht.

Da stand er nun auf der Straße in
einer ernsten, unklaren, widerspruchsvollen
Gemütsstimmung und wußte nicht, sollte
er mit dem Ergebnis seines Besuches im
Hause Renaudin zufrieden sein oder
nicht. Die Annahme, daß die graziöse,
kokette junge Frau des alternden Notars mit dem Verschwin-
den Egons in irgendeiner Beziehung stand, hatte neue Nah-
rung, mehr als das: den Schein hoher Wahrscheinlichkeit er-
halten. Wenn er sich die ganze äußere Erscheinung und das



Das Standbild des „Hern Ginnerl“ in Altona.

Auch in Altona wurde ein Standbild enthüllt, das ein Sinnbild des Dankes werden
soll dadurch, daß jeder Wohltäter in dieses Standbild Nägel einschlagen kann, mit denen
er gleichzeitig einen bestimmten Betrag stiftet. Das Holzbild wurde „Hern Ginnerl“
genannt und kürzlich eingeweiht. Der stellvertretende kommandierende General und
der Oberbürgermeister von Altona schlugen die ersten goldenen Nägel in dieses Holzbild ein.

ihm, dem Fremden, in der ersten halben Stunde gemachten
Mitteilungen bewiesen, daß Zurückhaltung nicht ihre Sache
war und daß sie mit dem Verschollenen sehr wohl rasch vertraut
und intim geworden sein konnte.

lebhaft gefallt. Die Wesen der süßigen und verführerischen jungen Frau vergewaltigte, so erschien sie ihm ganz als die geeignete Persönlichkeit, die Egon wohl den Vers inspiriert haben konnte:

„Zu einer Flamme siegreich aufgelobt
War unsrer Liebe stürmisch Glücksverlangen,
Und hell auffauchend über Not und Tod
Spielt ich in Blut und Rausch dich heiß umfassen.“

Aber wie nun Näheres in Erfahrung bringen, Bestimmtes, Tatsächliches, worauf man fußen und weitere Recherchen aufbauen konnte? Jetzt fiel es ihm wie ein Vorwurf auf die Seele: Warum war er so töricht gewesen, die Nachmittagsstunde zum Besuch zu wählen? Die Vormittagsstunden, während der Notar auf seinem Büro beschäftigt war, hätten ihm die Chance eines Alleinseins mit Madame Renaudin geboten. Was nun tun? Den Fehler wieder gut machen und morgen vormittag den Besuch erneuern? Unmöglich! Außerdem würde die Dame ihm, dem Fremden, schwerlich irgendetwas mitteilen, daß sie kompromittieren konnte, noch dazu in einer Angelegenheit, die für sie ja vollkommen abgeschlossen und erledigt war.

Langsam schlenderte der Grübelnde der Stadt zu. Seine Gedanken wandten sich der freundlichen Jose zu, die ihm die Tür geöffnet, die er aber beim Fortgehen nicht mehr gesehen hatte. Sie zu sprechen und zu befragen, dünkte ihm als einzige Möglichkeit, die gefundene Spur weiter zu verfolgen. Wenn irgend jemand in der Welt, so war sie es gewiß, die über geheime Vorgänge im Leben der schönen Madame Renaudin Auskunft zu geben imstande war.

Es war sechs Uhr. Bei Tageslicht durfte er nicht daran denken, sich der Jose zu nähern. Und so trat er in ein Café ein, um die Zeit hinzubringen. Um acht Uhr machte er noch einen Spaziergang, und als die Dämmerung hereingebrochen war, schlug er den Weg zur Villa des Notars ein. Vorsichtig umkreiste er das Haus, mit spähenden Blicken die Tür bewachend. Es war bereits neun Uhr vorbei, als seine Ausdauer endlich belohnt wurde. Das Böschchen erschien im bloßen Kopf, ein leichtes feines Tüchchen um die Schultern geschlagen. Hatte sie einen Gang im Auftrage ihrer Herrschaft oder handelte es sich um eine eigene Angelegenheit? Er näherte sich ihr und zog höflich seinen Hut.

„Guten Abend, mein schönes Fräulein!“

Sie schaute ihn zuerst erschreckt an, dann lief ein Blitz des Erkennens über ihr Gesicht, das nun einen Ausdruck der Verwunderung und Neugier annahm.

„Ich hätte gern ein paar Fragen an Sie gerichtet,“ erklärte er ohne Umschweife. „Nicht aus Neugierde, nein! Es handelt sich vielmehr um eine sehr ernste Sache. Haben Sie ein Viertelstündchen Zeit für mich übrig?“

Sie nickte bereitwillig.

„Ich wollte nur meine Mutter ein bißchen besuchen. Die wohnt in der Stadt. Aber ich kann das auch auf ein anderes Mal aufschieben.“

Sie streifte ihn mit einem interessierenden Blick und in

ihren Mienen spiegelte sich deutlich ein Gefühl der Spannung und der Genugtuung. Es schien ihr nichts weniger als unangenehm, mit dem hübschen und eleganten jungen Mann zu promenieren.

„Günther lächelte in sich hinein. An die Mutter, die besucht werden sollte, glaubte er nicht recht. Er hütete sich, auch nur mit einem Worte seinen Zweifel zu verraten, er war ja froh, daß er nun so rasch und so leicht zu einer Unterredung mit dem Mädchen gekommen war. Schon die nächste Antwort der Jose würde ihm ja Gewißheit bringen, ob er von ihr irgend eine Aufklärung über etwaige Beziehungen ihrer Herrin zu seinem Bruder erwarten durfte.“

„Sagen Sie, Mademoiselle, wie lange sind Sie bereits bei Madame Renaudin in Dienst?“

„Seit dem ersten Dezember vorigen Jahres, Monsieur.“

Günther von Wallberg hatte beinahe einen Freudenruf ausgestoßen.

„Dann erinnern Sie sich auch vielleicht der verschiedenen deutschen Offiziere, die im Hause Ihrer Herrschaft während des Winters in Quartier lagen?“

Sie erwiderte lebhaft: „Gewiß, Monsieur. Ich erinnere mich besonders Ihres Bruders noch sehr genau. Er war ein sehr netter, freundlicher Herr und ich habe jedes Mal an der Tür gelauscht, wenn der Herr Offizier im Salon Klavier spielte oder sang.“ Und voll Eifer und mit sichtlicher Genugtuung fuhr sie fort: „Ich weiß auch, daß Herr de Wallberg verschollen und daß Monsieur gekommen ist, um Nachforschungen anzustellen.“

Der Deutsche fühlte sich durch diese Äußerung in zweifacher Hinsicht befriedigt, denn sie enthob ihn weiterer einleitenden Erklärungen und erschien ihm außerdem als ein Beweis der vertraulichen Beziehungen, die zwischen Herrin und Jose offenbar herrschten.

„Allerdings,“ bestätigte er. „Und zu diesem Zweck habe ich hier auf Sie gewartet, Mademoiselle. Ich glaube, daß Sie mir bei meinen Bemühungen von Nutzen sein können.“

„Ich, Monsieur?“

Die Jose schaute dem neben ihr Schreitenden mit Ueberaschung und zugleich voll Neugierde in das Gesicht.

Er nickte bejahend.

„Die bisherigen Ergebnisse meiner Nachforschungen haben mich nach Resale geführt, und eine Ahnung sagt mir, daß ich hier erfahren werde, wo und wie mein armer Bruder zugrunde gegangen ist. Und wenn mich nicht alles trügt, sind Sie, Mademoiselle, in der Lage, mir auf die richtige Spur zu verhelfen.“

„Aber ich weiß wirklich nicht, Monsieur, —“

„Doch, doch, Mademoiselle. Ich bitte Sie, mir einige Fragen zu beantworten. Natürlich kann ich Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen, ohne Sie dafür zu entschädigen. Ich darf Sie wohl bitten, vorläufig diese Kleinigkeit anzunehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Sauberhaltung des Eisschranks.

Bevor man den Eisschrank in Benutzung nimmt, wasche man seine Innenteile und die Bleche, die herauszunehmen sind, mit kochender Milch ab, spüle mit scharfem Sodawasser nach und wässere sie schließlich etwa eine Stunde in kochendem klarem Wasser. Mit dem Innern verfähre man bis auf das Wässern ebenso.

Damit nun der Eisschrank stets möglichst geruchsfrei bleibe, ist es notwendig, daß alle Speisen stets ganz verflücht darin untergebracht werden, und daß mindestens alle zwei Tage eine gründliche Säuberung mit kaltem Wasser, dem etwas Essig beigelegt werde, geschehe. Am Sonnabend säubere man entweder mit heißer Milch oder Sodawasser und fahre mittels gebogenem Draht durch Röhre und Kran des Wasserabzugs. Es setzen sich nämlich stets kleine Fremdkörper darin fest, die bei bloßem Nachspülen nicht schwinden.

Nicht im Eisschrank unterzubringen sind: Feringe und außerdem die wenigen streng riechenden Sachen. Sie bewirken leicht eine Mittheilung ihres Geruches auf seine Gerichte wie Dessertspeisen, Milch und Sahne — vor allem aber auf Butter, die man stets unter einer Glasglocke oder wie die Amerikaner in einem Glaskasten auf Eis bringen sollte. Nimmt man wenig Eis, so empfiehlt sich ein Schließen des Wasserhahns während der Nacht, nachdem man ausprobiert haben wird, daß der Kasten, welcher das Eiswasser aufnimmt, geräumig genug ist, um seine Gluten nicht etwa in das Innere des Schrankes und damit auf die Speisen zu ergießen. Das kalte Wasser kühlt immer noch vorzüglich.

Soll an heißen Tagen das Verschmelzen der Eisstücke möglichst hinausgezogen werden, so bediene man sich folgender Spararten: Entweder sind zwei starke Beutel zu nähen, die mit Eis gefüllt, bequem in den Eiskasten hineingehen und von denen jeden Tag einer ausgewaschen, getrocknet und benutzt werde, oder die einzelnen Eisstücke sind sehr fest in Zeitungspapier zu hüllen. Diese letzte Art hält das Eis unendlich lange, hat aber den Nachteil, daß sich die Papiertheilchen langsam auflösen und den Wasserabzug verstopfen.

Will man kein Eis nehmen, so ist die Butter auch ohne dasselbe auf folgende Art (selbst ohne Keller), im heißesten Sommer steinhart zu erhalten.

Auf einen umgekehrten Topf ist die gutschließende Butterbüchse zu setzen, an deren Hälfte frisches kaltes Salzwasser heranzureichen hat. Auf die Büchse ist ein weißes Tuch zu legen und zwar so, daß seine vier Zipfel in das Wasser reichen. Auch frisches Fleisch hält man auf diese Art bequem 2 Tage frisch. Mit kalten Suppen usw. ist es natürlich dasselbe. Nur entsteht eine Unständigkeit für die Hausfrau, wenn sie gar zu viel Gefäße herumzustehen hat.

Wichsalz oder Stahlfurter, was etwas teurer wie das erstgenannte, das man am besten zu 25 Pfund bezieht, erhält, dem Wasser zugelegt, Bier usw. auch recht kalt. Man kann den Rückstand immer wieder trocknen lassen und mehrmals Wasser zufügen. Den Eisschrank kann dieser kleine Nothbehelf natürlich niemals ersetzen.

Eine helle Nacht.

Novelle von Valeria Cusig.

(Nachdruck verboten.)

Ein leichter Streifschuß am Arm. Man hatte ihm zehn Tage Urlaub angeboten, aber er zog es vor, die Heilung seiner Wunde hinter der Front abzuwarten. Solche Kleinigkeit! Wenn man die Wunden von Kameraden gesehen hatte, machte man kein Aufhebens von „so etwas“. Es zog ihn auch nichts heim. Doch — sein Knabe! Von ihm wäre ihm die erneute Trennung schwer geworden, aber auch nur von ihm. Warum Seelenschmerzen unnütz aufrütteln. Auch für sein Kind war es besser, er — der Vater — kam nicht erst heim.

Hinter der Front! Es war ganz belustigend. Sie lagen in einem kleinen, polnischen Dorf, dessen Bewohner freundlich und zuvorkommend gegen die deutsche Besatzung waren. Kurt Helmolt schritt durch die einzige Straße, die von seinen Pionieren aus der tiefen Verwahrlosung, in der sie sich auch sonst zu Friedenszeiten befunden, auf eine höhere Kulturstufe gehoben worden war. Durch die unbehüllten Fenster der niedrigen Hütten sah er die Familien friedlich um einen Suppentopf geschart, mit den Löffeln hineinschlängelnd. Es machte einen merkwürdig beruhigenden Eindruck. Sie aßen den Zup (Schur), eine polnische Nationalsuppe, etwas säuerlich, die jedenfalls gesünder war, als der in Deutschland zu jeder Tageszeit so beliebte zweifelhafte Kaffee. Ihm hatte sie an manchem kalten Tage gute Dienste geleistet. Weiter schritt er. Rechts glänzten die „Wingerstuben“, von Musikanten eines Berliner Garderegiments hierher gezaubert. Eine zusammengeschlossene Scheune ist es, der noch ein paar Bänke geblieben, und in die man einige Bänke hineingetragen. Ueber dem Eingang hängt an Drähten eine Wagenlaterne und darunter die freundliche Einladung: „Eintritt jedem gestattet, der Liebesgabengetränk mitbringt.“

O glücklicher Soldatenhumor!

Im Hintergrunde der offenen „Weinstuben“ sieht man eine Reihe roter Lichtpünktchen, wie Johannisfäker, — es ist das Leuchten von Liebesgabenzigarren, die da von einer Anzahl braver Musikanten behaglich geraucht werden. Man hört Lachen, manchmal einen Jodler. Das ist der verwundete Tiroler von den Verbündeten.

Weiter draußen vor dem Dorf hört man die Töne einer Ziehharmonika. Von einer Schalmee, die sich polnische Anaben aus dem frischen Gelande anfertigen, zieht die Melodie eines schwermütigen Volksliedes herüber — — dazwischen lassen die Frösche aus dem nahen Weiher ihr munteres Quaken hören und ein Untenruf erschallt durch die Nacht.

Es ist so heimlich hier draußen — — man atmet Frieden — — Frieden mitten im Krieg.

Es ist eine Nacht mit wunderbar durchdringender Helle — — von den Sternen hernieder strömen Bäder von Licht — — rieselnde Bäche . . .

Und man empfand, daß ein Balsam fiel, der sich am Morgen als Tau verkünden würde, aber man sah dieses Fallen nicht, wie deutlich auch das Auge die Gegenstände der Welt unterscheiden konnte: dort die ausgebrannte Mühle, die hochaufragenden Pappeln am nächtlichen Horizont, die Fichten — — wie hochemporgehobene Arme sahen sie aus.

Aber den niederträufelnden Balsam sah man nicht — — man erlebte ihn . . .

Kurt Helmolt ließ sich auf einen am Wege liegenden Baumstumpf nieder und staunte ob dieser Nacht. . .

Ein Leben wuchs um ihn empor, von dem er noch niemals etwas erfahren hatte.

In seinem Studierzimmer und Laboratorium hatte sich ihm nie etwas davon enthüllt. . .

Jetzt sah er — — was?

Der Raum verschwand — — oder schrumpfte er nur zusammen? Er wußte es nicht in dieser seltsamen Nacht.

Er sah in ein Zimmer mit hellen Wiedermeiermöbeln, die ihm immer so unsagbar fad erschienen waren. Jetzt heimelten sie ihn mit einem Male an — — das tat die wunderbare, trunkene Nacht. In dem altväterlichen Sessel am Fenster saß eine junge Frau. War sie jung? Hatte er sie nicht oft geseht: „Du siehst in dem Stuhl wie deine Ahne selber aus.“ Jetzt — — auf dem toten und doch so belebten Felde war es ihm, als wenn er seine Stimme von ehemals hörte. Sie klang farlastig und die Frau im Stuhl hatte jedesmal dabei aufgezuckt. Er erinnerte sich, daß er sie nicht gar zu oft in jenem Stuhl sitzend getroffen hatte — — in den ersten Jahren ihrer Ehe gar nicht — — sie hatte keine Zeit zur Ruhe gehabt — — erst später — — wie war das doch gekommen — —?

Er hatte sie in heißer Leidenschaft umworben und zu seiner Gattin gemacht. Später — — als vier Kinder hintereinander gekommen waren und mit ihrem Sonnenschein auch die nagenden Sorgen um das tägliche Brot, hatte er seine Peirat eine Kopflosigkeit genannt. Die Bärtlichkeiten erstarrten und die Bitterkeiten waren die Würze des Lebens. Jetzt in dieser hellen Nacht sah er jene qualvollen Jahre, wo die Liebe zu seinen Kindern ihn zur Arbeit peitschte und in seinem Herzen förmlich ein Haß gegen die zarte, schöne Frau entglommen war, deren stille Augen ihn firenenhaft wie in einen See gezogen hatten. Er hatte ihr Vorwürfe gemacht, daß er sie zu sehr — geliebt. Jetzt erinnerte er sich, daß sie auf alle farlastigen Anspielungen nie ein Wort erwidert hatte. Ihre Schultern waren nur tiefer zusammengesunken und um ihren Mund hatte es gezuckt.

Die vier Kinder machten ihr Last — — sie arbeitete von früh bis spät, eigentlich mehr als er — — wie er jetzt plötzlich erkannte.

Er strich mit der Hand über die Augen — — merkwürdig, er sah das alles wie die Bilder eines Kinematographen an sich vorbeiziehen, nur daß der Lenter dieser Lichtbilder sie länger verweilen ließ, als es bei den gewöhnlichen der Fall war — — so lange bis der Beschauer sich an ihnen sattgetrunken. . . In jenen Jahren, wo die Kinder so viel Mühe gemacht, hatte er sie niemals in jenem Stuhl sitzen sehen — — niemals? Doch, einmal hatte er sie dort um Mitternacht in tiefer Ohnmacht gefunden — — die Handarbeit in den gesunkenen Händen. Er kam aus lustigem Freundeskreis — — man brauchte doch Erholung nach der Last des Tages! Jetzt — — hier in der geisterhaften Helle fragte er sich zum erstenmal, in was ihre Erholung bestanden hatte. Im Kinderlachen würde sie ihm geantwortet haben — — das wußte er plötzlich so genau, als daß er den Arm in der Binde trug — — aber diese Erholung hatte sie vor dem Zusammenbruch nicht schützen können — — im Gegenteil, die Sorge um die Erziehung der lachenden Schar hatte die seine Seele immer tiefer gebeugt — — die Seele, die einen Halt gebraucht und keinen gefunden hatte.

Unwillkürlich rief er den Kopf in die Höhe, wie in jähem Staunen. Was war das für eine Nacht!

Drei Kinder starben in einer Woche, aber das Unglück brachte die Ehegatten nicht zusammen — — sie waren zu sehr auseinandergezerrt. Er erinnerte sich deutlich, daß er berechnet hatte, wie sie nun besser würden auskommen können und wie doch gar keine Erleichterung dabei in ihm gewesen war. Zum erstenmal hatte sein Glaube, daß nur Geld glücklich mache, einen Stoß erlitten. Der eine Knabe, der ihnen geblieben, wuchs und gedieh. Jetzt kam die Zeit, wo er sie öfter in dem Stuhle sitzend fand, der ihm so fad erscheint.

In dieser wunderbaren Nacht sah er sie wieder — — ganz nah — — er sah die Furchen in dem weichen Antlitz, das erst dreißig Jahre zählte — — diese Runen hatten die Jahre allein nicht gezogen — — und er sah den wehen Zug um den Mund und in den Augen. . .

Die sahen ihn an mit einem Ausdruck, der aus den Tiefen eines blauen Sees zu kommen schien und sie fragten ihn: „Was hast du aus mir gemacht?“

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er einen Vorhang zerteilen. Und er wußte mit einem Male ganz genau, daß diese Eindrücke über das Aussehen seiner Frau in Wirklichkeit gewonnen waren und daß sie nicht in dieser Nacht nur gespenstisch auftauchten. Sie hatten im Dämmerdunkel seines Unterbewußtseins gelebt und waren vom Alltag unterdrückt worden. Jetzt — — nachdem sein innerer Mensch durch gewaltige Ereignisse um und umgekehrt war, wagten sie sich ans Mondenlicht — — noch nicht an die Sonne.

Und er sah ganz still — — unbeweglich, damit die Bilder des vom unbekannten, großen Künstler geleiteten Kinematographen reiflos genossen werden konnten.

Aber er sah immer nur das Weib mit dem zuckenden Mund und den sorgenden Augen, und je länger er hineinsah, desto genauer trat ein Zeichen darin auf, ein Zeichen, das er nicht anders deuten konnte, als dem der großen, noch nicht gestorbenen Liebe zu ihm. . .

Da konnte er nicht mehr hinsehen — — er begrub sein Gesicht in der einen gesunden Hand und weinte. . .

In derselben Nacht sah sie in ihrem Rehnstuhl am offenen Fenster. Nebenher schlief der Knabe. Sie sah hinaus in den blühenden Garten, dessen Fliederbäume einen geheimnisvollen Duft ausströmten. So sinnbetörend war er ihr noch nie erschienen. War es die Sehnsucht, die ihre Nacht in der Blumenfülle entsaltete?

Ein himmlischer Friede breitete sich vor ihr aus. Und sie faltete die Hände — — sie dankt den fernen Kriegern, daß sie der Heimat diesen Frieden erhalten. Wo sie wandern, können keine Blumen blühen, denn mit ihnen schreitet der Krieg. Aber sie sorgen, daß er das Heiligtum der Heimat nicht entweiche. Auch ihr Gatte ist unter den Helden. Und auch vor ihr steigen Bilder auf, erst beseligend schön — — dann traurige und traurigere. Merkwürdig — — als wenn das alles, was sie im Laufe ihrer Ehe erlebt, an ihr vorbeizöge wie im Film, nur daß die Bilder länger verweilten. Sie sieht ihre toten Lieblinge, die eine Epidemie dahingerafft — — sie sieht die kleinen Särge, von Blumen umkränzt, sich und den Gatten dahinschreiten, dicht nebeneinander und durch Meilenferne getrennt. Dann den Ausbruch des Krieges, in den er jubelnd gezogen. Sie hatte gehofft, die Trennung — — eine Trennung vielleicht für immer — — würde die tote Liebe neu auferstehen lassen, aber nein — — er hatte den Knaben gehezt und geküßt, von ihr einen kühlen Abschied genommen, einen Abschied, der dem Verhältnis entsprach, das seit Jahren zwischen ihnen geherrscht.

Seine Nachrichten waren kurz und sachlich. Er gab ihr Anweisungen für Familiengeschäfte, für die Erhaltung ihres kleinen Hauses, einmal auch war es wie ein Testament gewesen — — ein Vermächtnis — — da hatte ihr Herz eine Sekunde ausgeföhrt. . .

Ihre Freundinnen hatten auch die Männer im Felde. Neben der glühenden Angst um sie wuchs ihre Liebe — — erstarrte sie wie ein Baum, der von Balsam genährt wird.



Ausmarsch bayerischer Infanterie, die mit Bergstöcken und Gebirgschuhen ausgerüstet ist. Phot. Hoffmann.

Dieser Balsam war nicht zu sehen — er mußte erlebt werden.

Neulich war einer auf kurzen Urlaub gekommen — überraschend — sie war Zeugin von dem Wiedersehen gewesen. Wie sie beide gejauchzt hatten, als sie einander in die Arme flogen! Und waren doch älter als sie — beide heraus aus der ersten Jugendtorheit — beide mit einem weißen Schimmer in den Haaren — Eltern von sechs Kindern. . .

Der Krieg hatte sie jung gemacht.

O diese Sehnsucht nach derselben alten jungen Liebe!

Wie war er, Kurt, glühend als Bräutigam gewesen! Jede Mißstimmung, immer durch seine große, unbegründete Eifersucht von seiner Seite hervorgerufen, hatte ihn nach kurzer Zeit heißer in ihre Arme zurückgeführt.

Einmal — sie mußte lächeln, wenn sie daran dachte — war er aus ihrem Elternhause zornig abgereist. Vergeblich hatte sie an seinem Halse gehalten — ihn zu beruhigen versucht — seine jähe Natur war dieses Mal zu sehr aufgeregelt gewesen. Trotz ihrer Tränen!

Und schon am nächsten Morgen hatte sie die Depesche in den Händen gehalten — die wenigen Worte: „Ich komme zu dir!“

O, wenn sie diesen Schrei noch einmal hören könnte! Sie horchte hinaus in die geisterhaft helle Nacht — aber was für geheimnisvolle Stimmen auch zu ihr sprachen — der Schrei erklang nicht. . .

Sie öffnete die Schieblade ihres Nähtisches und tastete in den Fächern. Dort lag verborgen jene Depesche und oft hatte sie sie zwischen der Arbeit heimlich hervorgezogen und wie etwas Verbotenes gelesen. Sie fand sie im Finstern. Wie oft hatten jene Worte ihr die glückliche Vergangenheit lebendig gemacht und die Erinnerung ihr geholfen, die Einside ihrer Ehe zu ertragen.

Auch jetzt — in dieser Nacht, wo vergangenes Glück heraufquoll aus dunklen Tiefen, wie dort das Mondenlicht aus den blauen Tiefen der Wollen — mußte sie sich an jener Erinnerung aufrichten. Ihre Finger entfalteten das kleine Papier — ihre Augen suchten die Worte und es war ihr, als könnten sie sie lesen — die Worte standen ja so groß und deutlich vor ihr — und ihre Seele las sie wie vom Sonnenlicht beschienen. . .

„Ich komme zu dir!“

Sie erwachte mit schmerzenden Gliedern — fröstelnd — und wurde sich beschämt klar, daß sie in diesem Stuhl eingeschlafen war — die Depesche in den Händen, das Gesicht in Tränen gebadet.

O Leben — Leben — o Täuschung — o Leid!

Noch schlief der Knabe nebenan — sie hörte seine Atemzüge, aber der Alltag hatte seinen Anfang genommen. Der Wildmann kam die Straße heraus, der Baderjunge hing seinebeutel an die Türen und da — war das nicht sogar schon ein Bote der Post? Er machte vor ihrer Gartentür halt, aber der planmäßige Briefträger konnte es nicht sein.

Eine Depesche! — Ihre Knie wankten —

Es konnte nur die Nachricht sein, daß Kurt gefallen sei! O wie gut, daß sie schon angekleidet war — nicht warten lassen brauchte. Sie wankte und nahm doch die ganze Willenskraft zusammen, um aufzuschließen, dem Boten entgegenzugehen.

Sie vergaß, daß sie in ihrer Hand noch immer jene andere Depesche trug. . .

Wie sie in den Garten gekommen war, dem Boten ein Trinkgeld gegeben hatte, wußte sie später nicht mehr. Sie erinnerte sich nur, daß vor ihr ein blutiger Schein getanzt hatte — darinnen ihre Augen nichts weiter zu erkennen glaubten, als das furchtbare Wort: „Gefallen. . .“

Noch hatte sie die Depesche gar nicht entfaltet, aber es war ihr, als lodere dieses Wort, in Blut geschrieben, durch das Papier hindurch.

Und die Sonne schien so heiß . . . die Frühlingssonne . . . oder war es nur die brennende Angst, die Blut in sie hineingefäßt hatte und um sie her . . . eine blutrote Blut . . .

Endlich hatten ihre zitternden Hände das kleine Papier entfaltet — ihre flackernden Blicke die wenigen Worte entziffert. . .

„Mein Gott!“ Sie schrie es hinaus — sie war so übermächtig, so matt von dieser Nacht, daß sie nichts als törichtes Zeug machte — ihre fliegenden Hände konnten mit dem Entfalten der neuen Depesche nicht fertig werden — immer kam ihr die alte dazwischen — jener heiße, helle Schrei: „Ich komme zu dir!“

Wenn ihr doch jemand hüfe! Aber nein, — sie muß allein fertig werden — jetzt und immer — denn er — war ja nicht mehr!

Es hat sich in ihr Gehirn gestossen — das letzte Schreckliche! Nur das kann ihr diese Botschaft bringen — nur das!

Endlich hat sie die kleine Bank in der Vorlaube erreicht. Dort läßt sie sich nieder und legt beide Depeschen jetzt vor sich auf die Knie.

Sie hat sich gefaßt und liest ruhiger. Aber was ist das? Beide Telegramme lauten gleich — sie sind kaum voneinander zu unterscheiden — das eine ist zwar vergilbt, aber das können jetzt ihre tränenumflorten Blicke nicht erkennen. Die sehen nur die Worte — die gleichen — segnenden!

In ihrer zitternden Angst hat sie geglaubt, immer nur die alte Depesche vor Augen zu haben — ihr Verzicht auf jede Wiederkehr alten Glückes hat diese — gerade diese Worte nicht noch einmal erwartet! O selbiger Irrtum!

Und ihre Blicke suchten die Buchstaben immer wieder — und starren und lesen — bis endlich die volle Gewißheit in ihre Seele strahlte!

Ja, strahlte mit Frühlingssonnenkraft!

O Leben — Leben — o Sonne — o Glück!

Denn was sie liest — es ist der heiße, helle Sehnsuchtschrei: „Ich komme zu dir!“

Sie breitet die Arme aus, dem blühenden Denz entgegen, der ihr das Glück ihrer Jugend wiederbringt, und ihr Herz schlägt hoch: „Zu mir zurück!“

Der Fall Francke.

Novelle von Otto Hoeder.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Es war in Treptow,“ berichtete sie. „Auf Wunsch meines Vaters hatte ich an diesem Nachmittage die Zurückgezogenheit der letzten Monate unterbrechen müssen. Wir begaben uns nach dem Restaurant Jenner und nahmen auf der unteren Terrasse dicht am Wasser Platz. Nahezu gedankenlos schaute ich auf die auf und nieder gleitenden Boote und die dazwischen vereinzelt auftauchenden Dampfer. Plötzlich glaubte ich in einem ganz kleinen Ruderboot die Gestalt meines Verlobten wahrzunehmen. Er ruderte lässig und ließ seinen Rachen halb von der Strömung treiben. Mein Vater war der Richtung meiner Blicke gefolgt. Auch er hatte den Rudernden wahrgenommen. Wie ich nun in meiner Erregung aufspringen wollte, faßte er mich bei der Hand und hielt mich nieder. „Du täuschst Dich,“ sagte er. „Es ist allerdings große Ähnlichkeit, die Dich irreführt. Errege hier kein Aufsehen.“ Dann aber rief er doch selbst zweimal: „Francke, Francke!“

„Wie verhielt sich der Angerufene?“ forschte der ersichtlich interessierte Präsident.

„Er wendete den Kopf und blickte zu uns herüber. Ich vermochte voll in sein Gesicht zu sehen. In diesem Moment wußte ich auch schon, daß mich nur eine große Ähnlichkeit verführt hatte. Der Fremde blickte hart und finster, ganz anders wie mein Verlobter. Es war ihm ersichtlich unangenehm, dem Anruf Folge gegeben zu haben. Plötzlich legte er die Ruder fest ein, und in raschen Stößen brachte er das Boot um die uns gerade gegenüberliegende Spreeseinfahrt. Er verschwand gleich darauf unsern Blicken.“

Ihre Aussage brachte einen augenscheinlich tiefen Eindruck auf die Geschworenen hervor. Einer derselben erkundigte sich, ob Vater und Tochter keinen Versuch gemacht hätten, dem auf-

falligen Doppelgänger nachzuforschen. Dies war von seiten des Konsuls geschehen. Auf sein Betreiben waren sie wenige Minuten später ebenfalls in ein Boot gestiegen, hatten den Verfolgten aber nicht aufspüren können.

Konsul Gutjahr war gleichfalls zur Stelle und wurde auf Antrag des Verteidigers auch vernommen. Beim Eintritt tauchte Gutjahr mit dem Angeklagten einen kurzen Gruß aus, erklärte aber gleich darauf den Richtern, daß mit seiner Einwilligung von einer Fortdauer des Verlobnisses keine Rede sein könnte. Dem sich ziemlich reserviert gebenden Manne war anzumerken, daß er im Innern von der Schuld des Angeklagten überzeugt war.

Der Gerichtshof behielt sich seinen Beschluß über den Verurteilungsantrag der Verteidigung vor und entschied, daß einstweilen in der Vernehmung der Zeugen fortzufahren sei.

„Kommissär Varnhagen soll eintreten!“

Derselbe schilderte nochmals ausführlich die Auffindung der Leiche.

„Was veranlaßte Sie, sich ohne weiteres in die Wohnung der Angeklagten zu begeben?“ fragte der Präsident.

„Die mir am Tatort gemachte Anzeige des Kellners Schmidt.“

„Wie benahm sich der Angeklagte, als Sie ihn mit dem Zweite Ihres Erscheinens bekannt machten?“

„Er legte eine gezwungene Fassung an den Tag, welche mich indessen nicht irreführte. Die dahinter unverkennbar lauende Erregung flöhte mir gleich Mißtrauen ein. Ich begann mit der Frage, wo er die vergangene Nacht zugebracht habe. Er erklärte zuerst, in Gesellschaft gewesen zu sein, verweigerte dann aber, als ich nach dem Ort dieses gesellschaft-

lichen Beisammenseins forschte, jede weitere Auskunft. Als ich ihn dann aber fragte, ob sich in dieser Gesellschaft auch sein Vater Lewis Frande befunden habe, wurde er blaß, begann zu zittern und starrte mich verstört an. Ich weiß selbst kaum, wie ich dazu kam, aber ich sagte ihm den Mord ohne weiteres auf den Kopf zu. Da wurde er geradezu rasend. Er schrie mich an, ich sei wohl wahnsinnig; er sei in der vergangenen Nacht gar nicht in die Nähe der Station Bellevue gekommen. Damit wußte ich aber auch schon, daß ich den Täter vor mir hatte, denn ich hatte mich natürlich gehütet, auch nur die geringste Andeutung über den Tatort zu machen. Von dritter Seite konnte er über das geschehene Verbrechen noch nichts gehört haben, da ich ja selbst kaum erst Kenntnis davon erhalten hatte, und er überdies erst auf mein Betreiben aus den Federn geholt worden war.

Die Aussage des Zeugen rief wahre Sensation im Saale hervor. Man stieß sich gegenseitig an und nickte sich bedeutungsvoll zu. Auch auf der Geschworenenbank zeigte sich lebhafte Erregung.

„Sie behaupten also, daß der Angeklagte durch eine unvorsichtige Bemerkung sich verraten habe, bevor Sie ihm über Ausführung des Verbrechens oder den Tatort des letzteren das geringste angegeben hatten?“ fragte der Vorsitzende mit erhobener Stimme.

„Ganz gewiß, das behaupte ich!“ bestätigte Barnhagen. „Der Angeklagte wird den Sachverhalt nicht ableugnen können.“

Aller Blicke richteten sich auf Gisbert Frande. Dieser stand mit schwer arbeitender Brust; aber er gab auf eine Frage des Präsidenten keine Antwort.

„Sie können es auf Ihren Eid nehmen, daß sich die Unterredung genau so abgespielt hat?“ fragte an seiner Statt der Verteidiger.

„Auf meinen Eid!“ gab der Komissar mit großer Bestimmtheit zurück. „Ich nahm daraus Veranlassung, den Angeklagten ohne weiteres zu verhaften.“

„Wie benahm sich der Angeklagte weiter?“

„Er schien nun ganz gefaßt. Er fragte nur noch, ob mit seinem etwaigen Geständnis die Angelegenheit vorläufig erledigt sei, oder von Amts wegen die Nachforschungen fortgesetzt werden würden. Auf meine Entgegnung, daß dies angesichts eines glaubwürdigen Geständnisses natürlich nicht geschehen würde, da ja kein Grund dazu vorliege, gab mir der Angeklagte unaufgefordert ein volles, unumwundenes Schuldeingeständnis.“

Es war förmlich den Gesichtern der Geschworenen abzulesen, wie bei diesen die bisher für den Angeklagten günstig gewesene Stimmung umschlug. Auch in den Reihen der Zuhörer wurden geteilte Meinungen laut. Es bedurfte der energischen Drohung des Vorsitzenden, ohne weiteres den Saal räumen zu lassen, um die vorige Ruhe und Aufmerksamkeit wiederherzustellen.

„Angeklagter, wollen Sie jetzt Ihr Zeugnis noch immer nicht aufgeben?“ fragte der Vorsitzende in vorwurfsvollem Tone. „Die Unbeholfenheit, mit welcher Sie dem erfahrenen Kriminalbeamten in die Falle gingen, macht Ihnen vom menschlichen Standpunkte aus alle Ehre; ein kaltblütiger Verbrecher würde sicherlich hartnäckig zu leugnen versucht haben. Aber nun ersparen Sie Ihnen und uns die Qual einer weiteren, ganz nutzlosen Zeugenvernehmung und gestehen Sie?“

Der Verteidiger hatte sich ganz nach seinem Klienten umgewendet; des letzteren Blick streifte ihn mit völlig ratlos gewordenem, wie hilflosem Ausdruck. Doktor Hellborn nickte seinem Klienten ermutigend zu, als wollte er sagen: Nur heraus mit der Sprache!

„Ich möchte eine Erklärung abgeben,“ sagte der Angeklagte plötzlich hastig.

„Reden Sie!“

„Ich will einräumen, daß ich etwas Ähnliches wie die mir zur Last gelegte Tat wirklich beabsichtigt hatte. Aber es war nur die Ausgeburt einer gequälten Phantasie. Mein Vater hatte die sofortige Zahlung der zwanzigtausend Mark zur unerläßlichen Bedingung gemacht. Er erklärte, daß hierüber nicht die Sonne untergehen dürfe; bereits am nächsten Morgen sei es zu einer Vertuschung des Skandals zu spät geworden. Wie ich nun immer noch zauderte, schlug er mir das Café Gärtner als Treffpunkt für den Abend vor. Da war es mir plötzlich, als ob ich eine Vision hätte. Ich sah mich auf der Fußgängerbrücke und sah den alten Mann. Eine Stimme im Innern rief mir zu: Das ist die einzig mögliche Lösung! Ich gestehe freimütig ein, daß ich einen Augenblick irre an mir selbst wurde und vielleicht fähig gewesen wäre,

dem Versucher zu unterliegen. Wirklich ging ich auch auf den Vorschlag des Vaters ein, mich mit ihm in jenem Garten zu treffen. Erst als er sich entfernen wollte, siegte die bessere Erkenntnis, ich rief ihn zurück und händigte ihm das Geld ein. Während ich in der darauffolgenden Nacht im Freien umherirrte, mußte sich meine gequälte Phantasie unaufhörlich mit der drohenden Zukunft beschäftigen, und als ich zu kurzer Rast daheim mich hingelegt hatte, sah ich mich in furchtbaren Träumen auf der Fußgängerbrücke im tödlichen Ringen mit meinem Vater. Schweißgebadet erwachte ich unter der wehenden Hand meines Dieners. Aber die quälenden Vorstellungen setzten sich auch noch im Wachen fort, ich wurde sie auch unter dem Eindruck der inquirierenden, versänglichen Worte des Kommissars nicht los. Und so geschah es wider meinen Willen, daß ich von jenem Orte sprach, an welchem das von mir geplante Verbrechen mittlerweile wirklich verübt worden war.“

„Ist das alles, was Sie zu gestehen haben?“ fragte der Präsident in nicht eben freundlichem Tone. Er hatte den Darlegungen des Angeklagten anfänglich mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht, die aber immer mehr sich herabgemindert und schließlich einem leicht spöttischen Lächeln Raum gegeben hatte.

Gisbert Frande begnügte sich mit kurzem Kopfnicken.

„So fahren wir in der Verhandlung fort. Hat noch jemand eine Frage an den Zeugen Barnhagen?“

Der Verteidiger erhob sich.

„Ist die Leiche von dem Schiffer geborgen worden, oder blieb sie bis zu Ihrer Ankunft unberührt an der Fundstelle?“

„Sie war noch unberührt.“

„Den Kahn untersuchten Sie nicht?“

„Ich hatte dazu keine Veranlassung, da auf den Inhaber desselben kein Verdacht fallen konnte. Er ist mir zudem als ein braver und auch wohlhabender Mann, der in Lübben beheimatet ist, schon seit Jahren bekannt.“

„Und seine Knechte?“

„Aber, Herr Rechtsanwalt,“ unterbrach der Vorsitzende den Fragenden ungeduldig, „Sie können doch unmöglich annehmen, daß die Tat von Schifferknechten ausgeführt worden ist, die zudem weder wissen konnten, daß das Opfer im Besitz von erheblichen Geldmitteln gewesen ist, oder auch nur willens war, über die Fußgängerbrücke nach Hause zu gehen.“

„Ich kann mich über einen jetzt zur Sprache zu bringenden dunklen Punkt nicht so wegsetzen wie der Herr Präsident,“ sagte Hellborn. „Mein Klient behauptet, seinem Vater zwanzigtausend Mark ausgehändigt zu haben. Diese Summe ist in dem Besitze des Verlebten nicht gefunden worden.“

„Das beweist doch höchstens, daß die Angabe des Angeklagten unwahr ist,“ fiel der Staatsanwalt ein. „Aber ich gehe nicht einmal so weit. Der Angeklagte behauptet ja, seinen Vater schon nachmittags im Fabrikkontor ausgezahlt zu haben. Ist dies richtig, so wird Lewis Frande das viele Geld nicht noch am Abend mit sich herumgetragen haben.“

„Welchen Grund hätte mein Klient dann gehabt, abends mit seinem Vater nochmals zusammenzutreffen?“ erwiderte Hellborn rasch. „Er wollte doch sicherlich seinen intimen Gedankenaustausch mit dem von ihm verachteten Expresler herbeiführen. Es lag ihm nur daran, das Geschäftliche, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, zu erledigen, und zwar so rasch als möglich. War dies bereits nachmittags geschehen, wozu die abendliche Zusammenkunft?“

„Aber ich begreife wirklich nicht, wozu diese Ausführungen eigentlich zielen sollen!“ äußerte der Vorsitzende ungehalten. „Ich räume der Verteidigung gern den weitesten Spielraum ein, aber dies darf nicht zu einer Verzettelung der bereits gewonnenen Ergebnisse führen.“

„Das mich leitende Ziel wird ohne weiteres klar erkennbar werden,“ fuhr Hellborn fort, ohne sich aus seiner sachlichen Ruhe bringen zu lassen, „wenn ich erkläre, daß die ja ebenfalls als Zeugin geladene Zimmervermieterin Finckmann, bei der Lewis Frande wohnte, ausagen wird, daß der Ermordete vor seinem letzten Weggang noch nicht so viel Geld besessen hat, um trotz ihrer Mahnung die seit zwei Monaten rückständige Miete zu bezahlen. Er erklärte aber, noch an demselben Abend eine größere Summe einzunehmen. Er borgte sich zu diesem Zwecke eine braunledernde Bantnotentasche von seiner Wirtin. Diese Tasche ist weder bei der Leiche noch auch gelegentlich der wiederholt und gewiß sehr eingehend geführten Hausdurchungen in der Wohnung meines Klienten aufgefunden worden. Ich erwähne das letztere, um dem Herrn öffentlichen Ankläger das Argument vorwegzunehmen, als könnte mein Klient die Brieftasche wieder seinem Opfer abgenommen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

1. Bilderrätsel.



Wo ist die zweite Radlerin?

2. Rätsel.

Er war ein General im französischen Land
Und fiel von verruchter Mörderhand;
Doch hat er das erste Zeichen nicht,
So wird es für manchen ein leeres Gericht.
Sorgt nur, daß er nicht noch eins verliert,
Sonst wird es ein böses, gefährliches Tier.

3. Kreuzrätsel.



Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so ordnen, daß die waagrechte Reihe ein aus der griechischen Sage bekanntes Schiff, und die senkrechte eine Stadt in der Schweiz nennt. Wird hierauf

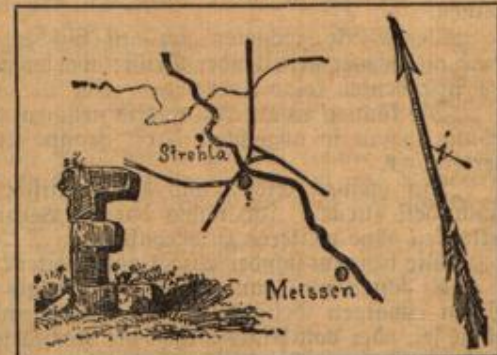
an Stelle des Fragezeichens ein bestimmter Buchstabe gesetzt, so bezeichnet die waagrechte Reihe einen französischen Physiker, und die senkrechte eine große französische Provinz.

4. Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 3 ein weiblicher Vorname.
- 5 6 2 7 3 8 9 ein altfränkisches Gedicht.
- 3 2 11 3 ein weiblicher Vorname.
- 11 3 8 12 6 2 ein Kleidungsstück.
- 7 3 1 10 13 ein männlicher Vorname.
- 14 3 10 8 6 ein Fluß in Frankreich.
- 14 10 11 11 6 4 eine Jahreszeit.
- 10 4 8 3 11 6 8 12 eine Verzierung.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen deutschen Dichter; die Endbuchstaben in derselben Reihenfolge dessen Vornamen.

5. Bilderrätsel.



6. Dreißilbige Charade.

Das Wörtchen, das die beiden ersten nennen, — Vernt schon ein jeder auf der Schulbank kennen: — Doch macht es manchem später noch Verdruss, — Weil er, will er es brauchen, denken muß. — Die dritte Silbe gibt ein Wort uns an, — Das eine Bierde ist für jeden Mann. — Das Ganze wird im Sprichwort oft genannt, — Das sicher viele schon als wahr erkannt.

Ein deutsches Wort, das die beiden ersten nennen, — Vernt schon ein jeder auf der Schulbank kennen: — Doch macht es manchem später noch Verdruss, — Weil er, will er es brauchen, denken muß. — Die dritte Silbe gibt ein Wort uns an, — Das eine Bierde ist für jeden Mann. — Das Ganze wird im Sprichwort oft genannt, — Das sicher viele schon als wahr erkannt.



Ein deutscher Kamerad erzählt im Wiener Prater von seinen Erlebnissen in Galizien.



Bei Weh abgeworfene, nicht kreierte französische Fliegerbombe.

Am oberen Teil ist eine Blechführung mit Trichter angebracht. Gesamthöhe 1,65 m, Gewicht 40 kg.